

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 73 (1928)
Heft: 31

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, August 1928, Nummer 5
Autor: Schmid, Werner

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

AUGUST 1928 • NUMMER 5

Schule und Friede

Was ist Frieden? Die Frage scheint sinnlos, ist es aber nicht. Die Zahl der Friedensverträge, die die Weltgeschichte uns nennt, ist Legion. Den Frieden aber hat die Menschheit in den Jahrtausenden ihres Daseins noch nicht gefunden. Es ist ganz offensichtlich: der Friede, von Diplomaten geschlossen, der politische Frieden, die Atempause zwischen zwei Kriegen, und mag sie ein Jahrhundert und länger dauern, ist nicht der wahre Frieden. Dieser Friede befriedigt uns nicht. Denn er wird abgelöst werden durch einen neuen Krieg. Und leben etwa in diesen Atempausen die Völker wirklich im Frieden? Nein, der politische Krieg wird abgelöst durch den wirtschaftlichen und sozialen Krieg. Auch heute flammt das Herz der ganzen Menschheit in der Gier nach Besitz. Was Pestalozzi vor mehr denn hundert Jahren in seinen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ sagte, ist heute bitterere Wahrheit denn je: „Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Krieges aller gegen alle.“ Und es ist zweifellos: wir werden den wahren Frieden nicht finden, solange wir glauben, ihn an die Materie binden zu können, solange wir vom rein Stofflichen den Willen zum Frieden abhängig machen. Denn das Materielle, losgelöst von allem geistigen Dasein, in sich selbst ruhend und befriedigt, ist lebenerdrückende, ist unförmliche, ist tote Masse. Erst der Geist birgt wahres Leben, erst in ihm erwachen wir zu wirklichem Dasein. Erst in ihm auch vermag das lebendig zu werden, um das sich die Völker in irrer Sehnsucht seit Jahrtausenden mühen: der Friede. Er ist eine geistige Kraft, eine sittliche Kraft, eine Kraft, die in ihrer vollen und letzten Auswirkung den von Pestalozzi geforderten sittlichen Zustand schafft. Das ist es: ein sittliches Dasein, ein Leben in reiner Form, beherrscht von der sittlichen Idee.

Erkennen wir so, daß dieser sittliche Zustand die höchste Daseinsform der menschlichen Gesellschaft darstellt, so wird uns ohne weiteres klar, daß dieser sittliche Zustand zugleich auch identisch ist mit dem Friedenzustand, den wir herbeiwünschen. In diesem sittlichen Zustand ist jeder Krieg, jeder Unfriede zwischen den Völkern ausgeschlossen, in diesem sittlichen Zustand ist aber auch jeder soziale Unfriede unmöglich. Denn dieser Zustand ist zweifellos aufgebaut, nicht auf dem Prinzip der Gewalt, des Forderns, der Selbstsucht, der Materie, sondern auf dem Prinzip des Dienens, des bewußten und willigen Einordnens in die Gemeinschaft. Da dieses dienende Einordnen in die Menschheitsfamilie aber unsere höchsten innern Kräfte anspannt, ist damit zugleich auch gesagt, daß dieser Friedenzustand nicht identisch ist mit Muckertum und Verweichung, als was ihn so mancher kraftstrotzende Kriegsfreund und erwerbstüchtige Realist darstellen möchte. Diese innere Bereitschaft des einzelnen, dieser bis zur Selbstverleugnung gesteigerte Wille zum Dienst an den Mitmenschen ist die unerlässlichste Voraussetzung des wirklichen Friedens. Es ist die Bereitschaft eines Christus, eines Pestalozzi, eines Franz von Assisi. Zweifellos sind wir heute noch weit davon entfernt. Darüber können auch tausend Pestalozzifeiern nicht hinwegtäuschen. Aber wir haben unendlich viel gewonnen, wenn wir einmal dieses Ziel klar erkennen und bereit sind, tätig danach zu streben.

Aber hier erhebt sich nun die Frage: haben wir denn nicht die Form der sich gegenseitig dienenden Gemeinschaft bereits gefunden in Familie und Staat? Sicher wird der Geist sich immer in der Materie auswirken, sicher werden Familie und Staat Ausdruck unseres innern Zustandes sein. Aber was sich da offenbart, ist zweifellos kein Zustand der Harmonie, sondern ein solcher höchster Disharmonie. Unsere Wohnstuben sind in weitaus den meisten Fällen weit davon entfernt, eine „Muttererde der Sittlichkeit zu“ sein, wie Pestalozzi es verlangte. Darum ist aber auch der Staat, als menschliche Einrichtung, nicht sittlich, kann es auch nicht sein, solange nicht die Individuen, als Träger des Staates, sittlich sind. Denn der Staat ist keine übernatürliche Macht, alles,

was er an Macht besitzt, haben wir Menschen ihm verliehen. Zunächst aus Zwang. Äußere Not, äußere Bedrängnis irgendwelcher Art zwangen die Menschen zum Zusammenschluß. Solange die Menschen gemeinsam, in ihrer Gesamtheit über das Wohl und Wehe eben dieser Gesamtheit berieten, besaßen sie zweifellos die Möglichkeit, bewußt oder unbewußt, dem Staat den Stempel ihrer Sittlichkeit oder Nicht-Sittlichkeit aufzudrücken. Je mehr aber die Gemeinschaft wuchs, um so rascher verschwand diese Möglichkeit, um so rascher verschwand zum mindesten das Gefühl einer solchen Möglichkeit. Der Begriff des Staates als Gemeinschaft verschwand und ging über an diejenigen, die die Gesamtheit regierten. Das klassische Beispiel des von der Gesamtheit gelösten Staatsbegriffes, des Staatsbegriffes, der als selbständige wirkende Kraft über ihr steht, stellt der Absolutismus dar, dessen einem Vertreter man ja das bedeutsame und äußerst charakteristische Wort in den Mund legt: L'état c'est moi!

Etwas von diesem Geist scheint heute noch lebendig zu sein. Wir verbinden heute mit dem Begriffe Staat nicht in erster Linie denjenigen der Gemeinschaft, sondern die Begriffe Bureaucratie, Steuer zahlen, Aufsicht, Polizei, Schikane, Wahlkampf usw. Und auch der Gemeinschaftsgedanke, der nach all diesen Dingen im Hintergrunde auftaucht, ist nicht, was er sein sollte. Es ist in neunzig von hundert Fällen eine Interessengemeinschaft, die der Staat für uns darstellt. Eine Interessengemeinschaft die der Einzelne mit dem Staat eingeht, die Gruppen mit dem Staat eingehen, oder endlich kann es auch eine Interessengemeinschaft sein, die die Gesamtheit der Staatsbürger mit ihm eingeht, wenn es gilt, den Staat gegen einen sogenannten Feind zu verteidigen, wenn es gilt, in den Krieg zu ziehen. Halten wir also fest, daß der Staat für uns ein Abstraktum bedeutet, eine Macht, vor der wir uns respektvoll zu verbeugen haben, wenn wir nicht mit ihr in Konflikt kommen wollen. Und wenn dieser Staat auch so manchen Politiker mit Wichtigkeit und Würde erfüllt, so ahnen wir doch, daß ihm irgend etwas fehlt, ein Etwas, für das wir uns wahrhaft begeistern könnten, ein Etwas, das uns den Weg in die Zukunft weisen würde. Wo aber finden wir dieses Etwas?

Legen wir uns in diesem Zusammenhange zunächst die Frage vor: In welchem Verhältnis steht nun dieser Staat zur Schule? Vergessen wir nicht: der Staat ist der Schöpfer, der Erhalter der Schule. Die Schule ist einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste Bestandteil des Staates. Unsere Volksschule, eine der großartigsten Kulturrungenschaften, wurde geschaffen zu einer Zeit, da an der Spitze unseres Staatswesens Männer von bewundernswertem Weitblick standen. Sie erkannten, daß ein Volksstaat, eine wahre Demokratie nur möglich ist, wenn die Träger der Demokratie befähigt werden, ihre schwere Aufgabe der Selbstregierung zu erfüllen. Sie erkannten, daß die Volksschule die einzige Möglichkeit darstellte, dieses Ziel zu erreichen, daß der Volksschule die Aufgabe zufiel, neue Ideen, neue Grundsätze im Volk zu pflanzen, daß die Volksschule allein die Möglichkeit besaß, die neue Staatsform in den breiten Massen zu verankern. Die Zweckbestimmung, die diese Staatsmänner in unserem Kanton z. B. der Schule gaben, spricht das klar und deutlich aus: „Die Schule hat die Kinder zu bürgerlich brauchbaren Menschen zu erziehen.“ Diese Männer erkannten also ohne weiteres die Macht der Schule. Sie schufen die Volksschule nicht nur für den einzelnen, sondern ebenso sehr für die Gesamtheit, für den Staat.

Die Schule ihrerseits nahm diese Aufgabe zunächst freudig auf sich. War sie auch schwer, so war sie doch auch sehr verlockend. Und die zahlreichen Lehrer, die in der Stille, um einen kärglichen Lohn in uneigennütziger Weise an diese Arbeit gingen, taten es zweifellos im Bewußtsein ihrer Kraft, ihrer Macht, ihrer Notwendigkeit. Sie taten es nicht, weil sie den Staat brauchten, weil sie z. B. versorgt sein wollten, sondern sie taten es umgekehrt deshalb, weil der Staat sie brauchte, weil er ohne sie nicht bestehen konnte. Sie waren also bis zu einem gewissen Grade die Schöpfer des neuen Staates. Sie formten das Bild unserer Demo-

kratie in der Seele der kommenden Generationen. Es ist wichtig, das zu erkennen. Denn wenn wir diesen Gedanken zu Ende denken, kommen wir zu einer sicherlich ungewohnten, oder sagen wir ruhig zu einer revolutionären Einstellung zum ganzen Problem Staat und Schule. Im Augenblick, da wir uns dieses Zusammenhangs klar werden, wächst die Schule, vom Staat geschaffen, scheinbar unter seinem Zepter stehend, über diesen Staat empor, wird zum Schöpfer, zum Träger dieses Staates. Nun erscheint uns die Schule nicht mehr nur als die harmlose Einrichtung, wo man den Kindern ein gewisses Quantum Wissen beibringt, sondern als eine höchst aktive Macht, als eine positive Kraftzentrale allerersten Ranges. Aber es muß auffallen, daß die lebendigen Kräfte, die von der Schule ausströmten, nach und nach versiegten, daß der ganze Schulapparat irgendwie leerließ. Wie kommt es, daß die Schule überhaupt zu einem solchen Apparat wurde? Um die Antwort zu finden, wollen wir nun zunächst wieder zum Staat zurückkehren.

Wir sind zur Erkenntnis gekommen, daß unserm Staat ein gewisses Etwas fehlt, ein Etwas, an das man sich in Begeisterung hingibt. Das muß, wenn wir die Geschichte unseres Landes im letzten Jahrhundert aufmerksam verfolgen, zu Beginn desselben wesentlich anders gewesen sein. Die Ereignisse der dreißiger und vierziger Jahre sind ein beredtes Zeugnis für die lebendige Anteilnahme der gesamten Bevölkerung am Werden unseres Staates. Allein auf die Perioden des Sturms und Drangs folgte, wie es durchaus natürlich ist, eine solche ruhigerer Entwicklung und Beschaulichkeit. Und da man entdeckte, daß der Staatskarren nun ganz ordentlich lief, ohne daß man sich persönlich groß darum bemühte, ließ man ihn laufen. Man begnügte sich mit dem Stimmzettel, ließ sich durch einige Abstimmungs- und Wahlkämpfe noch etwas gefangen nehmen, im übrigen sorgte ja der Staat für die Allgemeinheit. Eben dieser Staat, den man selber hätte sein sollen. Kurz, die Periode ruhiger Entwicklung degenerierte zu einer Periode unfruchtbaren Stillstandes. Auch der Staat begann leer zu laufen, auch er wurde zu einem Apparat. Indessen der Staatsgaul gemächlich weitertrappe, fielen ihm aber diese und jene Dinge vom Karren, ohne daß er es merkte. Die Macht verschob sich ganz allmählich, Hand in Hand mit der Entwicklung der Technik, auf die Wirtschaft. Eine neue Macht erhob sich, die neben dem Staat zu regieren begann, die heute weit stärker ist als der Staat, und die der Staat erst erkannte, als er ihr machtlos gegenüberstand: das Kapital. Die Folgen dieser Entwicklung und Verschiebung bekam der Staat alsbald zu spüren: die Zerklüftung des Volkes durch die verschärften sozialen Gegensätze. Der soziale Unfriede war eingezogen. Wie ihn bannen?

Eine zweite schwere Folge hatte diese Entwicklung. Wir wollen diese und die folgenden Tatsachen mit aller Unvoreingenommenheit feststellen, ohne irgendwelche parteipolitische oder wirtschaftspolitische, ohne irgendwelche verletzende Absicht. Es soll nur eine Feststellung von Tatsachen sein, um die wir nicht herumkommen, wenn wir zu neuen Gesichtspunkten emporklimmen, wenn wir neue Wege finden wollen. Die stärkste wirtschaftliche Macht im heutigen Staate, das Kapital, ging mit dem Staate eine weitgehende Interessengemeinschaft ein. Der moderne Staat wurde von dieser neuen Macht abhängig, an sie gebunden. Er mußte ihren Interessen dienen, denn er war seinerseits auf ihre Unterstützung angewiesen. Und in dieser Tatsache haben wir die Hauptursache des Krieges zu sehen. Staat und Kapital haben sich gemeinsam in die Hauptschuld am Krieg zu teilen, mit dem Unterschied freilich, daß der Staat, oder besser die Staaten, die Leittragenden geworden sind. Solange das Kapital den Krieg will — in den Begriff Krieg sei von vorneherein auch der Begriff des Wirtschaftskrieges mit einbezogen — solange muß der Staat den Krieg ebenfalls wollen. Mit dem Begriff und Wesen des heutigen Staates ist der Begriff des Krieges unweigerlich verknüpft. Unsere europäischen Staaten, die die Gemeinschaftsidee nur noch in ganz verkümmerter Form verkörpern, schweben in einer ständigen Angst vor ihren Nachbarn. Darum ist die größte Sorge das Militär. Die neun Milliarden, die alljährlich in Europa für das Militär ausgegeben werden und die $\frac{3}{5}$ der Weltkriegsrüstungen darstellen, sprechen eine unmißverständliche Sprache. Sie sprechen deutlich davon, daß die Staaten das Vertrauen in ihre und die benachbarten Gemeinschaften verloren

haben. Diese Tatsache ist um so betrübender, als sie auch für uns gilt. Kehren wir damit zur Schule zurück.

So wie die Allgemeinheit sich dem Staate gegenüber im Laufe der Zeit mehr und mehr gleichgültig verhielt, ihn als eine selbständige Macht anerkannte, so tat es auch die Schule. Die Schule, zunächst größte Stütze und Verkünderin des Staates, gewöhnte sich allzusehr an eine kritiklose Verherrlichung desselben. Anstatt den wahren Staat als einen lebendigen, steter Verwandlung unterworfenen Organismus darzustellen, begnügte sich die Schule, den bestehenden Staat, der längst aus einem lebenssprühenden in einen bürokratischen sich verwandelt hatte, zu loben und zu preisen. Anstatt seine Schwächen, seine zahlreichen Unvollkommenheiten aufzuzeigen, um den künftigen Staatsbürgern ihr kommendes Arbeitsfeld anzusehen, wurden die Vorzüge in selbstgefälliger Weise in ein allzu helles Licht gerückt. Anderseits begann der Staat in selbstverständlicher Weise diese Verherrlichung durch die Schule zu verlangen. Er maßte sich der Schule gegenüber eine Stellung an, die ihm nicht gebührte. Aus der Pflicht, die öffentlichen Schulen zu unterhalten, leitete er fälschlich das Recht ab, diese zu bevormunden. Es ist ausgeschlossen, daß ein Staat, der seine schöpferische Periode überschritten hat, seinerseits auf die Schule schöpferisch einwirkt. Das Umgekehrte muß der Fall sein. Das große Verschulden der Schule aber liegt darin, daß sie sich diesen nivellierenden, diesen bürokratischen Tendenzen des Staates widerspruchslos hingab. In diesem Verhalten liegt der Schlüssel zum Problem Frieden und Schule. Wir sind beim Kernpunkt unserer Betrachtungen angelangt.

Der Staat, haben wir gesehen, oder besser die heutigen Staaten, glauben, ohne militärische Macht nicht auskommen zu können. Sie glauben also an den Krieg, nicht an den Frieden. Die Schule begab sich in allzugroße Abhängigkeit des Staates und machte diese seine Ansicht zu der ihrigen. Die Wechselwirkung zwischen Staat und Schule wurde der letztern zum Verhängnis. Die Verantwortung, die mit dieser Feststellung der Schule aufgeladen wird, ist ungeheuer. Denn wenn wir Lehrer diese Feststellung als richtig anerkennen, nehmen wir die Schuld am Weltkrieg auf uns. Ich weiß, daß eine solche Feststellung etwas Entsetzliches ist. Ich weiß auch, daß sie in dieser krassen Form nicht in vollem Umfange richtig ist, daß die ganze wirtschaftliche Entwicklung, die rasenden technischen Fortschritte uns in atemraubender, besinnungsloser Spannung mit dem Strom, anstatt gegen ihn schwimmen ließen. Ich weiß, daß eine solche Behauptung bis zu einem gewissen Grade eine bittere Ungerechtigkeit darstellt; aber ich fühle, daß in dieser schmerzlichen und vernichtenden Feststellung wir doch irgendwie der letzten Wahrheit nahe kommen. Und ich weiß, in vollkommener Gewißheit, wir werden nur dann unsere wahre und unerhört schwere, aber auch unerhört große Aufgabe erfüllen können, wenn wir, unsere eigenen Interessen völlig außer acht lassend, in völliger Selbstingabe, dieses Kreuz auf uns nehmen. Wir, die Schule, die Lehrer aller Länder und aller Stufen nehmen die Mitschuld am Kriege auf uns.

Wenn wir den Mut haben, dieses Geständnis zu machen, wird uns aus dem Schmerz dieser Demütigung sicher auch die Kraft zu freudiger Arbeit an einer bessern Zukunft erwachsen, zur Arbeit an einer Zukunft, mit der wir allein die Schuld der Vergangenheit zu tilgen vermögen.

Man könnte hier vielleicht den Einwand erheben, daß sich die Schule nicht in die Politik einzumischen habe. Man müßte da wohl zunächst feststellen, was unter Politik zu verstehen ist. Auf alle Fälle wollen wir die Parteipolitik aus der Schule verbannen. Nicht verbannen aber dürfen wir die großen Menschheitsfragen, die Fragen der Menschheitspolitik. Wer wagts es, die Frage: soll die Schule zum Frieden erziehen? zu verneinen? Sind wir uns doch alle darin einig, daß wir die Kinder zu sittlichen Menschen heranzubilden haben. Sittlichkeit ist das höchste Bildungsziel. Mit einem wahrhaft sittlichen Zustand aber schaffen wir, so sahen wir eingangs unserer Betrachtungen, auch den einzigen wahren Friedenszustand. Zur Sittlichkeit erziehen, heißt also ohne weiteres auch zum Frieden erziehen. Sittlich sein heißt aber, die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erreicht haben. Sittlich sein heißt gut sein. Sittlich sein heißt in vollkommener Harmonie leben. Sittlich sein heißt, das Göttliche in uns zum Leben erweckt haben. Zu dieser Sittlichkeit erziehen, ist unsere höchste Aufgabe:

sie ist es nicht durch ein Gesetz, nicht durch irgendeinen menschlichen Machtsspruch, sie ist es, weil sie das schöpferische Prinzip, das in der Menschheit lebendig ist, darstellt. Diese Kraft ist in uns allen lebendig.

„Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt mir selbst, unabhängig von meiner tierischen Begehrlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen gänzlich nur im Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Verdienstbeiträgen, vorzustellen und dieselben nur in diesem Gesichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen.“

sagt Pestalozzi. Dies ist die einzige Kraft, der wir zu gehorchen haben. Auch dann, wenn sie Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, die bisher allgemeine Anerkennung fanden, als verwerlich betrachten muß.

Denn wiederum erkannte Pestalozzi,

„die Sittlichkeit ist individuell, sie besteht nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin sittlich. Wir müssen gesellschaftlich ganz ohne Glauben an gegenseitige Sittlichkeit unter einander leben, aber mitten durch diesen Unglauben bildet sich ihr Bedürfnis in meinem Innersten und erhebt mich zu dem Gefühl, daß es in meiner Hand ist, mich selbst zu einem edleren Geschöpf zu machen, als Natur und Geschlecht mich als bloß tierisches und gesellschaftliches Geschöpf zu machen imstande ist.“

Wir haben uns damit zurückgefunden zum Element des Staates, zum Element der Gesellschaft, zum Element der Gemeinschaft: zum Individuum. Es gibt keine Organisation, keine Institution, auf die wir die Erziehung zur Sittlichkeit und damit die Erziehung zum Frieden abwälzen können, jeder einzelne muß sie an sich selbst vollbringen. Jeder einzelne, der im täglichen Leben nach seiner in ihm selbst ruhenden sittlichen Kraft handelt, verwirklicht ein Stück allgemeiner Sittlichkeit, verwirklicht ein Stück Utopie, erschließt uns ein Stück Neuland, erweckt eine ewige Kraft zum Leben. „Er lebe der Gegenwart, helfend der Ewigkeit; aber er helfe der Ewigkeit, lebend der Gegenwart,“ verlangt Pestalozzi vom Menschen.

Indem wir so auf das Element der Gemeinschaft zurückgreifen, erschließt sich uns auch der Sinn dieser neuen Gemeinschaft. Eine völlig neue Gemeinschaft wird es sein, eine Gemeinschaft, die weit über alle Materie hinausragt, wenn sie in dieser auch sinnfällig zum Ausdruck kommen soll. In einer neuen, höhern Einheit der Kultur, die ihren Ursprung hat im rein Geistigen, das wir nicht mit unsren Sinnen, sondern nur mit unserm Gefühl erfassen können, müssen wir den Weg in die Zukunft suchen. Nur so können wir den Sinn unseres Daseins, unserer Gemeinschaft erfassen und neu formulieren, wenn wir vorzudringen suchen nach dem — lassen sie mich das Wort in seinem unbegrenztesten und unfaßbarsten Sinne brauchen — göttlichen Ursprung unseres Daseins. Die eben gewonnene Erkenntnis muß uns nun wegweisend sein für unsere künftige Arbeit in der Schule. Denn uns, die wir am Kriege mitschuldig sind, fällt nun auch die Aufgabe zu, am Frieden mitzubauen. Wiederum hat uns Pestalozzi das Ziel dieser unserer Aufgabe gesteckt:

„Der Mensch soll zu vielem tüchtig, er soll in vielem gewandt, er soll in allem kraftvoll erscheinen, er soll sich zu innerer Würde erheben und darf äußerlich alles ansprechen, was er in Harmonie mit seiner Würde durch seine Kraft und sein Wohlwollen sich eigen machen kann. Aber er soll auch in der größten Tiefe seines äußerlichen Daseins die innere Würde seiner Natur nicht verlieren. Er ist durch diese Würde allein Mensch, ohne sie hört er auf, es zu sein. Sie, diese Würde, ist das einzige Ziel der Menschenbildung und zugleich das erste Mittel für sie.“

Ihre Anerkennung in jedem Kinde, von welchem Stand und Beruf, in welcher bürgerlichen Lage es auch immer sei, ist der erste, wesentliche Anfangspunkt aller Menschenbildung. Ein Zeitalter, das sie nicht anerkennt und in seinen Erziehungsgrundsätzen nicht auf sie baut, ist, so wie der Erzieher, der in seinem Erziehungsverfahren nicht von ihr ausgeht, ohne Fundament.“

Dieses Werk der Erziehung zur Menschenwürde begonnen zu haben, ist Pestalozzis unsterbliches Verdienst, es nicht vollbracht, es vernachlässigt zu haben, unsere untilgbare Schuld. Wir kommen hier nicht um die Feststellung herum, daß unsere Schule gerade in dieser Hinsicht nicht leistet, was sie leisten könnte. Nicht, als ob die Schule nichts leistete, im Gegenteil! Wenn an allen Arbeitsstätten ein so tätiger Geist herrscht wie in der Schule, dann wohl uns! Aber die Schule hat, sich mit Vehemenz auf die ja gewiß notwendige Kleinarbeit stürzend, den großen Zug verloren. Unsere Schule hat, was Methodik der verschiedenen Unterrichtsfächer,

Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten anbetrifft, Großes geleistet. Aber, ruft abermals Pestalozzi uns zu:

„... alle Gewandtheit, alle Fertigkeit, alle Kunst, alle Erkenntnis und alle Wissenschaft deines Geschlechtes ist ohne diese innere Würde eine bloß tierische Gewandtheit, eine bloß tierische Fertigkeit, eine bloß tierische Kunst. So hoch du auch diese Kraft, diese Kunst und dieses Wissen treibst, dein Kind wird durch sie nicht Mensch, es wird durch sie nicht menschlich. Ihm fehlt die Weihe der Göttlichkeit seiner Natur.“

Unser vermaterialisiertes Zeitalter hat auch die Schule vermaterialisiert. Ein neuer Geist aber muß Einzug halten.

Hier vermag kein Kurs zu helfen, hier kommt alles darauf an, daß der Lehrer von diesem neuen Geist erfaßt wird und die Notwendigkeit einer Neuorientierung unseres geistigen Lebens erkennt und im eigenen Wesen spürt. Die allererste und wichtigste Voraussetzung zum Gelingen dieser Erziehung zum Frieden ist also der unabdingte Glaube des Lehrers an die Notwendigkeit dieses Unterrichtes und zugleich der Glaube an die Möglichkeit eines wahren Völkerfriedens, eines sozialen Friedens, eines sittlichen Zustandes. Hat der Lehrer diesen Glauben, so sind drei Viertel der Arbeit bereits geleistet. Hat der Lehrer aber diesen Glauben nicht, so kann sie überhaupt nicht geleistet werden und es wäre heller Unsinn vom Lehrer zu verlangen, daß er es doch tun müsse.

Wird so der Lehrer zum Mittelpunkt des Geschehens, so ziemt es sich wohl, daß wir uns noch einige Augenblicke ihm zuwenden. Denn es erhebt sich nun die Frage, von der praktisch die Lösung des ganzen Problems abhängt, die Frage: ist es möglich, daß die Lehrerschaft zu der Überzeugung gelangt, daß die Erziehung zum Frieden notwendig ist? Ist es denkbar, daß die Lehrerschaft, unbekümmert um irgendwelche persönliche Vor- oder Nachteile, die Mission, die ihrer harrt, auf sich nimmt? Und wie wird der einzelne Lehrer zu dieser Überzeugung kommen?

Die Lehrerschaft der ehemaligen kriegsführenden Länder scheint bereits bewußt auf diesem Wege zu schreiten. Das 90,000 Mitglieder umfassende Lehrersyndikat Frankreichs hat es jüngst bewiesen durch die energische Weigerung, Lesebücher mit chauvinistischen Lesestücken zu gebrauchen, die deutschen Lehrer suchen in ihren Gemeinschaftsschulen neue Wege.

Aber auch ein Teil unserer Lehrerschaft wird aus der sozialen Not heraus, aus dem Miterleben dieser Not heraus, zur bewußten Erziehung zum Frieden gelangen.

Und der andere Teil, der von dieser sozialen Not nicht so stark berührt wurde oder ihr nicht dieselbe Wichtigkeit beimißt? Wird der nun unbeteiligt in der alten Bahn weiterfahren? Oder wird vielleicht die seelische Not unserer Zeit auch ihre Not sein? Zur Ehre unserer Lehrerschaft wollen wir es hoffen. Denn die geistige Not unserer Zeit ist unsagbar groß. Sie lastet auf Tausenden und Hunderttausenden wie ein schwerer Alp. Einer zahllosen Schar unserer Mitmenschen geriet eine Welt ins Wanken, sank ein scheinbar so fest und unerschütterliches Gebäude einer Weltanschauung in Schutt und Trümmer. Heimatlos irrt diese Schar auf den Trümmern einer untergegangenen Epoche umher. Aber schon beginnt sich eine Strömung abzuzeichnen, die dieses Chaos wieder in geordnete Bahnen lenken möchte, neue religiöse Sehnsucht springt auf, Licht durchbricht das Dunkel verwirrter Gefühle, irren Glaubens. Aber noch harrt die Masse der Führer. Führer tun Not. Wem aber muß Führer sein Beruf sein, wenn nicht uns Lehrern? Wohl uns, wenn der Glaube an unser Führertum ein neuer Glaube an ein neues Führertum ist. In diesem Glauben an unser Führertum wird eingeschlossen sein der Glaube an eine Entwicklung, der Glaube an ein siegreiches Vorwärts der Menschheit. Dieser Glaube muß die primitivste Voraussetzung all unserer Erziehertätigkeit sein. Aus ihm müssen uns Kraft und Begeisterung fließen. Und eine Welle der Begeisterung muß wieder einmal durch unsere Seelen fluten, muß uns wieder einmal reinwaschen von allem Staub kleinlichen und pedantischen Philisterstums! Aus der religiösen Sehnsucht und Wirrnis unserer Zeit wird dieser neue Lehrerstand hervorgehen, durch die Überwindung belastender Egoismen werden wir zu diesem Führertum reiner Selbstlosigkeit und Selbsthingabe gelangen. Nirgends ist das Pestalozziwort wahrer als hier, wo es um das Letzte geht: „Die Anschauung ist das wahre Fundament des menschlichen Unterrichtes.“ Wir wollen es nie vergessen: dies Wort verpflichtet zum Größten und Letzten.

Wir wollen es hier aber deutlich feststellen, daß wir Lehrer nach wesentlich andern Dingen streben müssen, als wir es bis anhin zu tun gewohnt waren. Wir müssen uns von dem entgeistigenden Einfluß, den unser Existenzkampf auf all unser Tun ausübt, der all unser Handeln in und außerhalb der Schule nur als Brot-erwerb, als Mammonsdienst erscheinen läßt, zu befreien suchen. Die Stunde der Selbstbesinnung ist da.

Und wenn wir nun mit diesem Glauben an eine endliche Erlösung, an eine Entwicklung, unsere Erzieherarbeit beginnen, wird uns ein Strom wärmsten Verständnisses aus den Herzen unserer Jugend entgegenströmen. Denn — es ist keine rührselige Sentimentalität, sondern ein befreiendes Wunder — nirgends ist der Glaube an diese Entwicklung stärker verwurzelt als in der Seele des Kindes. Wann waren wir selbst begeisterungsfähiger und zukunftsgläubiger als in den Tagen unserer Kindheit, da wir die Kraft in uns fühlten, die Welt aus den Angeln zu heben? Diese Kraft zu fördern, zur Höchstleistung zu steigern, ist unsere Aufgabe, dieser Kraft aber auch das Arbeitsfeld zu weisen unsere zweite, nicht minder schwere Mission.

Ehrfurcht vor der Gemeinschaft aber ist es, die uns fehlt, zu der aber die kommenden Generationen wieder kommen müssen, wenn sie nicht in den Abgrund seelischer Verödung taumeln wollen. Ehrfurcht vor der Gemeinschaft ist aber Ehrfurcht vor aller Kreatur, Liebe zu allem Lebenden. Es ist etwas Köstliches um diese Liebe und Ehrfurcht, wohl wert, sich darum zu mühen: es ist der letzte Sinn und Zweck unserer Arbeit. Als bewegende Kraft müssen sie beide in uns wirken, als Leitmotiv unserer Arbeit durch sie lebendig werden.

Es ist nicht leicht, die schwere Frage zu beantworten, die sich nun auftürmt: wie bringen wir in der praktischen Schularbeit die Gedanken zum Ausdruck, wie veranschaulichen wir sie? Es ist selbstverständlich: wir dürfen kein neues Fach in den Stundenplan einfügen, denn es handelt sich nicht um die Aneignung irgendeines Wissens, das man am Montag von 10—11 erwirbt. So wie Prof. Ragaz in dem prachtvoll erschöpfenden Buch über die heutige religiöse Lage und die Volksschule zu der Forderung gelangt: „Aller Unterricht sei Religionsunterricht,“ so müssen wir unsrerseits verlangen: „Aller Unterricht sei Erziehung zum Frieden,“ mit andern Worten: alle Fächer müssen sich irgendwie in den Dienst dieser Idee stellen lassen. In allen Fächern muß der Entwicklungsgedanke zum Ausdruck kommen, in allen Fächern muß er der Kern des Unterrichtes sein. Eine wichtige Voraussetzung dieses Unterrichtes ist, daß wir einmal von vorneherein in radikaler Weise alles und jedes aus der Schule verbannen, was dazu angetan ist, die Begeisterung für den Krieg zu wecken, Gefühle des Hasses und der Selbstüberhebung in der Jugend wachzurufen. Wir werden freilich den Krieg keineswegs ignorieren dürfen, im Gegenteil. Wir werden ihn vielmehr in seiner wahren Gestalt, mit all seinen Schrecken und Greueln darstellen. Wir werden aber nicht davor zurückschrecken dürfen, die Kinder an all die schweren Probleme unserer Zeit heranzuführen und ihnen klarzumachen, daß da Fragen der Lösung harren, die das Schicksal der Menschheit in sich schließen. Wir werden das aber nicht tun können, ohne selber klare Stellung zu beziehen: sind wir für den Krieg oder sind wir gegen ihn, sind wir für den sozialen Krieg oder sind wir gegen ihn. Damit tritt aber die Frage an uns heran: sind wir für Abrüstung oder sind wir gegen die Abrüstung, sind wir für das Großkapital oder sind wir gegen es. Wir kommen heute, nach dem Erlebnis eines vierjährigen Völkermordes, nicht um diese Entscheidung herum. Und sie tut bitter not, diese Entscheidung. Nur sie kann den Bann der Unfruchtbarkeit lösen, der heute auf unserer Arbeit lastet. In selbstüberheblicher Weise glauben heute Militarismus und Kapitalismus, die Vaterlandsliebe gepachtet zu haben. Es tut not, dafür zu sorgen, daß unsere Nachkommen nicht in dasselbe Fahrwasser geraten.

Nie darf aber auch in uns Lehrern Selbstüberhebung sich einnistern. Nichts könnte uns und unserer Arbeit verderblicher werden als das. Wie ein eiskalter Reif legt es sich auf die Herzen unserer Kinder, wenn sie fühlen, der Lehrer ist hoch über uns erhaben, thront in unerreichbarer Höhe als unverstandene, sich unnahbar gebärdende Gottheit. Und nichts gewinnt uns die Herzen der Kinder schneller und sicherer und führt sie rascher zu sittlichem Wollen und Tun, als wenn wir in menschlicher Einfachheit und

menschlichem Verständnis uns ihrer mannigfachen Nöte und Sorgen (ach, wie zahlreich sind sie schon!) annehmen. Dazu aber ist nötig, daß wir uns von vorneherein eines Teils unserer Autorität begeben müssen. Denn, in den Purpurnmantel der sklavischen Gehorsamfordernden Autorität gehüllt, werden wir nie in die geheimnisvollen Tiefen menschlicher Seelen vordringen können. Weit davon entfernt, Disziplinlosigkeit zu fördern oder gar zu fordern, müssen wir doch darnach trachten, die Macht, die wir mittels unserer Autorität auszuüben uns gewohnt sind, durch eine positivere Kraft zu ersetzen: durch die Selbstregierung der Schüler. Gewiß wird diese sich auf den verschiedenen Stufen verschieden äußern, unten weniger und oben mehr zur Anwendung kommen können. Aus dem Vertrauen zum Lehrer und demjenigen des Lehrers zum Schüler keimt das Vertrauen zu sich selbst und zu den Mitschülern, entspringt aber auch das Gefühl der Mitverantwortung sich selbst und den Mitschülern gegenüber. Wenn wir das erreichen, dieses Gefühl der Verantwortung den Mitmenschen gegenüber, dann haben wir Größtes geleistet, wir haben den Krieg überwunden.

Ich bin am Schlusse. Ich weiß: das Problem Friede und Schule erschöpfend zu behandeln, fehlte mir die Zeit, fehlten mir vor allem aber auch Kraft und Wissen. Denn die Aufgabe ist unsagbar schwer. Wenn ich mich dennoch getraute, sie anzupacken, so aus dem beängstigenden Gefühl heraus: wir müssen einmal darüber reden. Nicht deshalb, daß darüber geredet worden ist, sondern um gemeinsam neue Wege zu finden, wenn wir sie am Anfang auch nur tastend zu beschreiten vermögen, wenn wir auch, an die Dunkelheit unserer Zeit gewöhnt, das Licht einer neuen Zeit, das uns entgegenströmt, noch nicht recht zu ertragen vermögen. Denn die ganze Frage röhrt an den letzten Wesensgrund der Menschheit und damit auch an den tiefsten Grund alles Lebens. Der Friede kann uns nur von jener Macht geschenkt werden, die jedes Volk wieder anders nennt, ja, die jedem einzelnen etwas anderes bedeutet und die doch ein und dieselbe Macht ist, vor der alle Menschen irgendwann in ihrem Leben einmal voll tiefen Schauers andachtsvoll erbeben. Nur wenn wir an dieses, alle Menschen irgendwie verbindende Grunderlebnis zu röhren, aus ihm heraus zu wirken vermögen, kann unsere Arbeit erfolgreich sein. Denn in diesem Grunderlebnis ruht die Liebe, ruht das Gute. Gut sein ist alles. Vor diesem Gutsein fallen alle trennenden Schranken als sinnlose Auswirkungen menschlicher Kurzsichtigkeit. In diesem Gutsein öffnet sich uns der Blick, in ihm erfassen wir den Sinn alles Lebens, in ihm verschmilzt sich das Leben mit dem Ewigen. „Das Ewige heiligt das Zeitliche, das Zeitliche verwirklicht das Ewige,“ sagt Anker Larsen. — Wenn wir in diesem Sinne unsere Aufgabe als Erzieher erfassen, dann kann die Spur auch unserer Erdentage nicht in Äonen untergehen.

Werner Schmid.

Bücherschau

Meyenburg, v. M.: Die sozialen Frauenberufe (Schweizer Berufsführer). Rascher & Cie., Verlag, Zürich. Geh. 90 Rp.

Schule und Erziehung. Vierteljahrsschrift für die wissenschaftliche Grundlegung der katholischen Schulbewegung. 2. Heft, 1928. 16. Jahrgang, herausgegeben von der Zentralstelle der katholischen Schulorganisation, Düsseldorf, Reichsstr. 20.

Sganzini, Prof. Dr. C.: Pestalozzis Stellung zur Schule und ihre Wandlungen. Verlag Sauerländer & Cie., Aarau, 1927. Geh. Fr. 1.—.

Vortrag, gehalten im Schoße des Schweizerischen Gymnasialvereins am Schweizerischen Lehrertag in Zürich, 11. Juli 1927.

Die Volksschule. Halbmonatsschrift für Erziehungswissenschaft, Lehrerfortbildung, Schulpolitik und pädagogische Kritik. 7. Heft, Juli 1928. Verlag von J. Beltz in Langensalza.

Verlag Orell Füssli: (Elementarbuch) A. Baumgartner. Lehrgang der Englischen Sprache. Preis Fr. 3.50, Rm. 2.80. — Eschmann, E.: In der Ferienkolonie. Eine musikalische Szene für Kinder. Preis Fr. 1.20, 1 Rm. — Baumgartner, A.: Übungsheft zur englischen Grammatik. Preis Fr. 1.50, Rm. 1.20. — Plan und Führer Zürich. Stadtpläne. Preis Fr. 1.25, 1 Rm. — Platzhoff-Lejeune: Bellinzona und seine Täler. Preis 3 Fr., Rm. 2.40. — Sanggallerland — Sanggallerbruch. Lieder, Gedichte, Prosa. Herausgegeben von Dr. H. Hilti. Fr. 2.50. — Kaspar Freuler: Landammann Eduard Blumer. 10. II. 1848 — 7. X. 1925. Schweizerköpfe Heft 3. 5 Abb. 32 S. Fr. 1.50, Rm. 1.20. — Edouard Chapuisat: Gustave Ador. Ancien Président de la Confédération Suisse. Président du Comité de la Croix Rouge. 1845—1928. Schweizerköpfe Heft 2. Preis Fr. 1.50, Rm. 1.20.